Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Artikel: Ein Stück Tagebuch

Autor: Hesse, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573908

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Stud Tagebuch.

Bon Sermann Seffe, Bern. Mit einer Febergeichnung vom Berfaffer. Nachbruck berboten. Alle Rechte borbehalten.

Heut nacht träumte ich sehr viel, ohne boch etwas Deutliches davon noch im Gebächtnis zu haben. Nur das weiß ich noch, daß die Erlebnisse und Gedanken dieser Träume in zwei Richtungen liesen: die einen waren ganz beschäftigt und erfüllt mit allerlei Leid, das mir widersuhr — die andern waren voll Sehnsucht und Streben, dieses Leides durch vollkommenes Verständnis, durch Heiligkeit Herr zu werben.

So zwischen Elend und Selbstbesin= nung, so zwischen Jammer und innigstem Streben liefen stundenlang bis zur schmerz= lichen Ermüdung meine Gedanken, Wün= sche und Phantasien sich an steilen Wänden wund, sie verwandelten sich zu Zeiten in halbdunkle körperliche Gefühle: seltsam genau umschriebene, äußerst differenzierte Zustände von Trauer, von Qual, von Her= zensmüdigkeit stellten sich in Bildern und Anklängen sinnlich dar, und gleichzeitig traten in einer andern Schicht der Seele Regungen von mehr geistiger Energie auf: Mahnung zu Geduld, zu Kampf, zur Fort= setzung des Weges, der kein Ende hat. Einem Seufzer hier entsprang ein mutiger Schritt dort: ein Qualaefühl auf der einen Stufe fand Antwort in einer Mahnung, einem Antrieb, einer Selbstbesinnung auf der andern Stufe.

Wenn es überhaupt einen Sinn hat, bei solchen Erlebnissen zu verweilen und sich lauschend über den Rand von Wassern und Höhlen zu bücken, die man in sich trägt, dann kann dieser Sinn sich nur ergeben, wenn wir möglichst treu und genau den Regungen unserer Seele zu folgen suchen viel weiter und viel tieser, als Worte reichen. Wer das aufzuzeichnen versucht, der tut es mit dem Gefühl, mit dem man in fremder, kaum flüchtig erlernter Sprache über zarte, heikle, persönlichste Dinge reden würde.

Also weiter. Mein Zustand und Erlebniskreis war also dieser: einerseits Erleben schweren Leides, anderseits bewußtes Streben nach Ueberwindung des Leides, nach reinem Einklang mit dem Schicksal. So etwa urteilte mein Bewußtsein oder doch eine erste Stimme in meisnem Bewußtsein. Eine zweite Stimme, leiser, doch tiefer und nachtönender, stellte die Lage anders dar. Diese Stimme (die ich gleich der ersten im Schlaf und Traum deutlich, doch ferne hörte) gab nicht dem Leiden Unrecht und dem geistigsenergisschen Streben nach Bervollkommnung Recht, sondern verteilte Recht und Unrecht auf beide. Diese zweite Stimme sang von der Süßigkeit des Leidens, sie sang von seiner Notwendigkeit, sie wollte nichts von Ueberwindung oder Abschaffung des Leisdes wissen, sondern von seiner Bertiefung und Beseelung.

Die erste Stimme sagte, grob in Worte übersett, etwa so: "Leid ist Leid, daran ist nicht zu markten. Es tut weh. Es peinigt. Es gibt Kräfte, die das Leid überwinden können. Also suche diese Kräfte, pflege sie, übe sie, rüste dich mit ihnen! Du wärest ein Narr und Schwächling, wenn du ewig weiter seiden und seiden wolltest."

Die zweite Stimme aber sagte, grob übersett, etwa so: "Leid tut nur weh, weil du es fürchtest. Leid tut nur weh, weil du es schiltst. Es verfolgt dich nur, weil du por ihm fliehst. Du mußt nicht fliehen, du mußt nicht schelten, du mußt nicht fürchten. Du mußt lieben. Du weißt ja alles selbst, du weißt in deinem Innersten gang wohl, daß es nur einen einzigen Zauber, eine einzige Kraft, eine einzige Erlösung und ein einziges Glück gibt und daß es Lieben heißt. Also liebe das Leid! Widersteh ihm nicht, entflieh ihm nicht! Roste, wie süß es im Innersten ist, gib dich ihm hin, emp= fange es nicht mit Widerwillen! Nur dein Widerwillen ift es, der weh tut, sonst nichts. Leid ist nichts. Leid ist nicht Leid, Tod ist nicht Tod, wenn nicht du sie dazu machst! Leid ist herrlichste Musik — sobald du sie anhörst. Aber du hörst sie ja niemals an, du hast ja immer eine andere, eine eigene, eigensinnige Musik und Tonart im Ohr, die du nicht loslassen willst und zu der die Musik des Leides nicht stimmt. Höre mich! Höre mich und erinnere dich: Leid ist nichts, Leid ist Wahn. Nur du selbst schaffst es, nur du selbst tust dir weh!"

Und so lagen, außer dem Leid und dem Erlösungswillen selbst, auch noch die beiden Stimmen beständig in Widerstreit und Reibung. Die erste, näher dem Bewußt= sein, hatte vieles für sich. Sie setzte dem dumpfen Reich des Unbewußten ihre Klar= heit entgegen. Auf ihrer Seite waren die Autoritäten, waren Moses und die Propheten, war Vater und Mutter, war die Schule, war Kant und Fichte. Die zweite Stimme klang ferner, klang wie aus dem Unbewußten und aus dem Leide selber heraus. Sie schuf nicht eine trocene Insel im Chaos, sie schuf nicht ein Licht in der Finsternis. Sie war selbst dunkel, sie war selbst Urgrund.

Unmöglich ist es nun auszudrücken, wie das Konzert der beiden Stimmen sich entwickelte. Jede von den beiden anfäng= lichen Stimmen nämlich teilte sich, und jede neue Unterstimme teilte sich wieder, und zwar nicht so, daß einfach zwei Chöre geworden wären, die einander gegenüber standen, etwa ein heller und ein dunkler, ein hoher und ein tiefer, ein männ= licher und ein weiblicher oder wie immer. Nein, sondern jede neue Stimme enthielt etwas von beiden Oberstimmen, enthielt Schwingungen des Chaos und Schwin= aungen des gestaltenden Willens, enthielt Tag und Nacht, Männlich und Weiblich in neuer, eigener Mischung. Ueberall hatte jede Stimme den gegensäklichen Charatter jener Stimme, deren Kind und Teilung sie zu sein schien. Eine neue Unterstimme der chaotischen Mutterstimme klang immer mehr männlich und flar, wollend und beschränkend und umgekehrt. Aber jede war eine Mischung, jede war entstanden aus Sehnsucht nach dem andern Prinzip.

So entstand eine Polyphonie und Vielfältigkeit, in der mir die ganze Welt, mit sämtlichen Millionen Möglichkeiten enthalten schien. Sie hielten alle einander die Wage; es schien die ganze Welt unter beständigem leisem Schmerz sich in meiner träumenden Seele abzuspielen. Es war Kraft und Schwung in ihrem Ablauf, aber auch viel Reibung, Gegensäklichkeit und schmerzvolle Hemmnis. Die Welt drehte sich, sie drehte sich schon und leidenschaftlich, aber die Achse knarrte und rauchte.

Wie gesagt, weiß ich nichts mehr von dem, was ich träumte. Die Noten sind

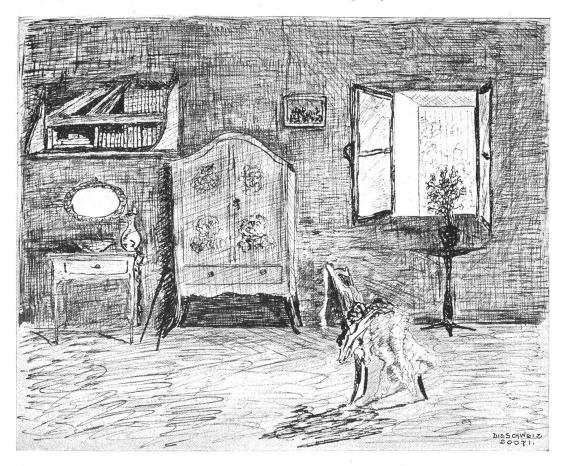
weg, nur die Vorzeichen der Tonarten und Stimmen stehen noch in mir aufgeschriesben. Ich weiß nur: ich erlebte viel Schlimmes, und an jedem neuen Schmerz entzündete sich neu der sehnliche Gedanke an Befreiung und Erlösung. So war ein ewiger Ablauf gegeben, ein Kreis von Anztrieb und Empfänglichkeit, von Formung und Duldung, von Tun und Leiden, ohne Ende.

Ich empfand mich dabei nicht wohl. Das Ganze schmeckte mehr nach Schmerz als Lust, und wo die Traumzustände sich in Körpergefühlen äußerten, waren es peineliche; ich fühlte Kopsweh, Schwindel, Bangigkeit.

Mannigfach war, was mir widerfuhr, und auf jedes neue Erlebnis oder Leid gab eine neue Stimme Antwort, auf jeden Ansturm folgte eine innere Mahnung. Borsbilder tauchten auf, unter andern sah ich den Stareh Sossima aus den "Brüdern Karamasow" als Borbild und Lehrer aufstreten. Aber jene mütterliche Urstimme, ewig und immer neu gestaltet, widersprach jedesmal, vielmehr sie widersprach nicht, sondern es war, als wende ein teures Besen sich von mir ab oder schüttle schweigend den Kopf.

"Nimm fein Borbild!" schien diese Stimme zu sagen. "Borbilder sind etwas, was es nicht gibt, was du dir nur selber schaffst und vormachst. Borbildern nachstreben ist Tuerei. Das Rechte kommt von selber. Leide nur, mein Sohn, leide nur und trink den Becher aus! Je mehr du dich um ihn zu drücken suchst, desto bitterer schmeckt der Trank. Schicksal trinkt der Feige wie Gift oder wie Medizin, du aber sollst es wie Wein und Feuer trinken. Dann schmeckt es süß."

Aber es schmeckte bitter, und die ganze lange Nacht hindurch rollte das Weltrad ächzend auf rauchender Achse. Sier war die blinde Natur, dort der sehende Geist — aber der sehende Geist verwandelte sich immer wieder in blinde, tote, öde Dinge: in Moral, in Philosophie, in Rezepte, und die blinde Natur tat immer da oder dort wieder ein Auge auf, ein wunderbares seuchtes Seelenauge scheu und hell. Nichts blieb seinem Namen treu. Nichts blieb seinem Wesen treu. Alles war nur Name, alles war "nur" Wesen, und hinter allem



Feberzeichnung von Bermann Seffe, Bern.

wich das Lebensheiligtum und Sendungsgeheimnis in immer neue, fernere, bangere Spiegeltiefen zurück. So mochte meine Welt sich rauchend weiter drehen, solang die Achse hielt.

* *

Als ich erwachte, war die Nacht schon sast ganz vergangen. Ich sah nicht nach der Uhr — so weit wach war ich nicht, aber ich hielt kurze Zeit die Augen offen und sah bleiches Morgenlicht auf dem Sims, auf dem Stuhl und auf meinen Kleidern liegen. Ein Aermel des Hemdes hing sose und etwas verdreht herab und forderte zu gestaltenden Phantasiespielen auf — nichts in der Welt ist ja fruchtbarer und anregender für unsere Seele als die Dämmerung: ein zersließender Fleck Weiß im Finstern, ein zerrinnendes System von grauen und schwarzen Dunkelheiten auf nebelhellem Grunde.

Aber ich folgte der Anregung nicht, aus dem hangenden weißen Fleck schweben= de Tänzerinnen, kreisende Milchstraßen, Schneegipfel und heilige Standbilder zu formen. Ich lag noch im Bann der langen Traumfolge, und mein Bewußtsein tat nichts weiter als feststellen, daß ich wach und der Morgen nahe sei, daß ich Ropsweh habe und hoffentlich nochmals werde schlasen können. Der Regen trommelte sanft auf Dach und Fensterbrett. Trauer, Schmerz und Nüchternheit erhoben sich in mir, sliehend schloß ich die Augen und kroch in die Nähe des Schlass und der Träume zurück.

Doch fand ich sie nicht völlig wieder. Ich blieb in einem dünnen, gebrechlichen Halbschlaf, in dem ich weder Müdigkeit noch Schmerz empfand. Und jest erlebte ich wieder etwas, etwas wie Traum und nicht Traum, etwas wie Gedanken und doch kein Denken, etwas wie Bision, etwas wie flüchtiges Beleuchten des Unbewußten mit Strahlenwellen des Bewußtseins.

In meinem leichten Morgenhalbschlaf erlebte ich einen Heiligen. Halb war es so, daß ich selbst der Heilige war, seine Gebanken dachte und seine Gefühle empfand; halb auch war es, als sähe ich ihn als einen Zweiten, von mir getrennt, aber von mir durchschaut und innigst gekannt. Es war, als sähe ich ihn, und es war auch, als höre oder läse ich von ihm. Es war, als erzähle ich mir selbst von diesem Heiligen, und es war zugleich auch so, als erzähle er mir von sich oder als lebe er mir etwas vor, das ich wie mein Eigenstes empfand.

Der Heilige — einerlei nun, ob er ich war oder wie sonst — der Heilige erlebte ein großes Leid. Aber ich kann das nicht schildern, als wäre es einem andern als mir selbst begegnet, ich selbst erlebte und fühlte es. Ich fühlte: das Liebste war mir genommen, meine Kinder waren gestor= ben oder starben soeben unter meinen Augen. Und sie waren nicht nur meine leibhaftigen, wirklichen Kinder, mit ihren Augen und Stirnen, ihren kleinen Sänden und Stimmen - es waren außerdem meine geistigen Rinder und Besittumer, die ich da sterben und von mir gehen sah, es waren meine eigensten, persönlichsten Lieblingsgedanken und Gedichte, es war meine Runst, mein Denken, mein Augen= licht und Leben. Mehr konnte mir nicht genommen werden als dies. Schwereres und Grausameres konnte ich nicht erleben, als daß diese lieben Augen erloschen und mich nicht mehr kannten, daß diese lieben Lippen nicht mehr atmeten.

Dies erlebte ich — oder erlebte der Heilige. Er schloß die Augen und lächelte,

und in seinem kleinen Lächeln war alles Leid, das sich irgend ersinnen läßt, war das Eingeständnis jeder Schwäche, jeder Liebe, jeder Berwundbarkeit.

Aber es war schön und still, dieses tleine schwache Lächeln des Schmerzes. und es blieb unverändert und schön in seinem Gesicht stehen. So sieht der Baum aus, wenn in der Herbstsonne ihn die letzten goldenen Blätter verlassen. So sieht die alte Erde aus, wenn in Eis oder Feuer ihr bisheriges Leben untergeht. Es war Schmerz, es war Leid, tiefstes Leid aber es war kein Widerstreben, kein Wider= spruch. Es war Einverstandensein, Sin= gebung, Zuhören, es war Mitwissen, Mitwollen. Der Heilige opferte, und er pries das Opfer. Er litt, und er lächelte. Er machte sich nicht hart und blieb doch am Leben, denn er war unsterblich. Er nahm Freude und Liebe und gab sie hin, gab sie zurück — aber nicht einem Fremden, sondern dem Schicksal, das sein eige= nes war. Wie ein Gedanke im Gedächtnis untersinkt und eine Gebärde in der Ruhe, so sanken dem Heiligen seine Rinder und alle Besittümer seiner Liebe dahin, unter Schmerzen dahin — aber unverloren, aber ins eigene Innere. Sie waren verschwunden, nicht getötet. Sie waren verwandelt, nicht vernichtet. Sie waren ins Innere zurückgekehrt, ins Innere der Welt und in das des Dulders. Sie waren Leben gewesen und waren Gleichnisse geworden, wie alles Gleichnis ist und einmal unter Schmerzen erlischt, um als neues Gleichnis anderes Rleid zu tragen.

Anton Stockmann.

Mit einer Reproduktion*).

Nachdruck (ohne Quellenangabe) berboten.

Schon viele Jahre warte ich auf dasjenige Heft der "Schweiz", das einmal den Obwaldner Künstler an einer chronologischen Reihe seiner Werke einläßlich schildern möchte. Aber solange Anton Stockmann seine Hunderte von Skizzen und Bildern im Atelier zu Sarnen versteckt, solange wir insbesondere von den Arbeiten des reisen Mannesalters, also der letzten zehn, zwölf Jahre so Weniges und Einzelnes (freilich etliche famose Porträte!) zu sehen bekommen, ist es nicht möglich,

eine geschlossene kritische Würdigung seines Vermögens und Vollbringens zu versuchen, wozu doch die "Schweiz" als ältester und treuester Förderer heimatlicher Runst ihre Stuben Anton Stockmann wie jedem andern braven Eidgenossen willig öffnete.

Der Spruch der feinen Leonore: "Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein

^{*)} Für Welteres von Anton Stocknann vgl. "Die Schweiz" VIII 1904, 545. X 1906, 413. 420/21. XX 1916, 531. XXI 1917, 158/59. A. d. d. d.